

ANNA  
BUCHWINKEL

PIPER

NACH DEM TOD  
GLEICH LINKS

ROMAN



Mehr über unsere Autoren und Bücher: [www.piper.de](http://www.piper.de)

© 2019 Piper Verlag GmbH, München

Redaktion: Sandra Lode

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: FinePic®, München

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

## Inhalt

1. [Cover & Impressum](#)
2. [Kapitel 0 – in dem der Tod eingeführt wird, damit später niemand sagen kann, er hätte nichts davon gewusst](#)
3. [Kapitel 1 – in dem kein Stern vom Himmel fällt und eigentlich alles so gut anfängt](#)
4. [Kapitel 2 – in dem erzählt wird, wie Else ihre Liebe zu Kühen und zu Bernhard Bardensiehl entdeckt](#)
5. [Kapitel 3 – in dem Bernhard zwischen den Welten hängt und Else dem Tod die Hölle heiß macht](#)
6. [Kapitel 4 – in dem ein Wunder geschieht und der Tod sich einen Rüffel einfängt](#)
7. [Kapitel 5 – in dem Else viele Verrückte und einen Richter kennenlernt](#)
8. [Kapitel 6 – in dem Else eine Kirche besucht und jemanden berührt](#)
9. [Kapitel 7 – in dem ein Gebiss verloren geht und ein Plan entsteht](#)
10. [Kapitel 8 – in dem ein Versprechen gegeben wird und tatsächlich mal jemand stirbt](#)
11. [Kapitel 9 – in dem Champagner fließt, Schlager erklingen und ein Dachschaden repariert werden muss](#)

12. Kapitel 10 – in dem es zu einer Erpressung kommt, jemand zu Ermittlungen gezwungen wird und ein Kiosk gerettet werden muss
13. Kapitel 11 – in dem unter anderem eine Zeitung und ein Alkoholiker auf dem Friedhof landen und ein kopfloses Huhn ein ungeplantes Konzert auslöst
14. Kapitel 12 – in dem ein Alkoholiker auf einen Schlag stocknüchtern und der Tod mit einem leeren Grab allein gelassen wird
15. Kapitel 13 – in dem erst mal alles richtig schlimm wird, bevor dann doch von irgendwo ein Lichtlein herkommt
16. Kapitel 14 – in dem die Zeitung, eine vereiste Kurve und diverse Wassertropfen auftauchen
17. Kapitel 15 – in dem die Lebenden nach dem Tode doch nicht zu Wort kommen
18. Kapitel 16 – in dem ein Singvogel Opa Wolle dem Tod in die Arme treibt
19. Kapitel 17 – in dem der Tod tatsächlich wieder auftaucht und Diverses mitgenommen und dagelassen wird
20. Kapitel 18 – in dem das Hotel doch noch mal ins Spiel kommt und alte Liebe nicht rostet
21. Kapitel 19 – in dem der Kuhfellmantel verschenkt wird und neue Verbündete gewonnen werden
22. Kapitel 20 – in dem ein Kommissar einem ganz besonderen Puzzle begegnet und ein Tod zu programmieren lernt
23. Kapitel 21 – in dem über die Liebe diskutiert wird und sich erste Spuren bei der Mördersuche auftun
24. Kapitel 22 – in dem Leda diverse Begegnungen hat und die Frage aufkommt, ob man trotz freiem Willen eine Wahl hat oder eben doch nicht
25. Kapitel 23 – in dem ein paar überraschende Entdeckungen gemacht werden und versehentlich etwas mitgenommen wird
26. Kapitel 24 – in dem Entscheidungen für und gegen etwas getroffen werden müssen und etwas ans Licht kommt
27. Kapitel 25 – in dem ein neuer Morgen neue Erkenntnisse bringt und die Liebe zu Bernhard bei den Ermittlungen weiterhilft

28. Kapitel 26 – in dem dieses und jenes Gestalt annimmt, wenn auch nicht immer die vermutete
29. Kapitel 27 – in dem sowohl geschwätziges als auch wortkarge Menschen etwas preisgeben
30. Kapitel 28 – in dem ein weiterer Tod einen Namen bekommt und ein anderer eine Anhängerschaft
31. Kapitel 29 – in dem der Tod nicht persönlich, aber indirekt eine Rolle spielt und in dem es sehr menschlich zugeht
32. Kapitel 30 – in dem der Paketschnurmörder gesichtet und eine Deadline gesetzt wird
33. Kapitel 31 – in dem der Countdown beginnt und sich von unverhoffter Seite Hilfe einschaltet
34. Kapitel 32 – in dem ein Mörder zum Tee gebeten und die Wurzel des Übels entdeckt wird
35. Kapitel 33 – in dem ein Tod eine Plage erlebt – und einen Moment der Hingabe
36. Kapitel 34 – in dem es zu ungeplanten Verwicklungen und Verschnürungen kommt und der Tod auftritt
37. Kapitel 35 – in dem ein Wettlauf gegen die Zeit und um das Leben beginnt
38. Kapitel 36 – in dem allgemeine Ratlosigkeit herrscht, aber auch Entscheidungen getroffen werden
39. Kapitel 37 – in dem die Unendlichkeit durchschaubarer wird, aber dann eben auch wieder nicht
40. Kapitel 38 – in dem es immer schlimmer wird, bis die Dinge eine unerwartete Wendung nehmen
41. Kapitel 39 – in dem mit dem Tod getanzt wird und schon wieder Entscheidungen anstehen
42. Kapitel 40 – in dem es zum allerletzten Mal um Leben und Tod geht, versprochen
43. Kapitel 41 – in dem es kurz und knapp zugeht, das aber ein eigenes Kapitel ist, damit wir insgesamt auf 42 kommen

44. [Kapitel 42 – in dem zwar nicht die Antwort auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest gegeben wird, das aber doch noch einige offene Fragen beantwortet](#)

## **Kapitel 0 – in dem der Tod eingeführt wird, damit später niemand sagen kann, er hätte nichts davon gewusst**

Der Tod hatte es nicht eilig. Er warf einen Blick auf seinen Monitor, griff nach der Tasse mit schwarzem Kaffee und lehnte sich zurück. Vor seinen Augen strömten Nullen und Einsen über den Bildschirm, eine Kaskade, der zuzuschauen er nie müde wurde. Die Vorsehung, versteckt in zwei Ziffern und ihren unendlichen Kombinationen und Variationen. Ein Pas de Deux von Unterschieden, Gegensätzen, von Schwarz und Weiß, von Leben und Tod, wie sie sich gegenseitig bedingten und so das Dasein ermöglichten – in all seinen Erscheinungsformen. Der Anblick drängte alle Anspannung in den Hintergrund. Es war einer dieser raren Momente, in denen es nichts zu tun gab, als das Wunder der Existenz und deren übergreifende Ordnung zu bewundern – und ein bisschen auch sich selbst.

Ja, er konnte zu Recht stolz auf sich sein, hatte er es doch zum Leiter der Abteilung »Human Re-Source Management« gebracht – und zwar in dem einzigen Unternehmen, das hundert Prozent der Weltbevölkerung zu seinen Kunden zählen konnte. Bei mehr als sieben Milliarden zukünftig zufriedener Kunden war die Arbeit heutzutage nur mit zusätzlichen Kräften zu bewältigen, und als Dienstleister musste man schließlich mit der Zeit gehen. So war eine stetig wachsende Zahl von Außendienstmitarbeitern weltweit rund um die Uhr damit beschäftigt, das auf die Erde zu bringen, was Leben erst ermöglichte: den Tod. Jeder von ihnen war ein kleines Stück dieser großartigen Kraft, abgespalten von der Essenz des Todes selbst und geformt nach den Vorstellungen der Menschen, um ihnen den Übergang zu erleichtern.

Und ab heute würde ein weiterer Mitarbeiter die Reihen verstärken – genauer gesagt, in drei Minuten und siebenundzwanzig Sekunden. Für den Abteilungsleiter war es ein erhebendes Gefühl: ein weiterer Tod, der dazu beitragen würde, das großartige Werk der Vorsehung umzusetzen und damit das Gleichgewicht zwischen Werden und Vergehen zu bewahren.

Vor zehntausend Jahren, ja da war das Leben für den Tod um einiges einfacher gewesen. Damals lebten weltweit nur zwischen fünf und zehn Millionen Menschen, und weil sie angenehm dosiert einer nach dem anderen starben, war keine strenge Einsatzplanung notwendig gewesen. Doch heute, in den Zeiten von Massenvernichtungswaffen und Mikrowellengerichten, kam es immer wieder zu ungleichmäßigen Belastungsspitzen. Da war eine ausgefeilte Logistik notwendig. Weil das Geschäft, wie gesagt, boomte, hatte der Vorstand nach den beiden Weltkriegern eine Gesellschaft gegründet: die Life Limited Ltd. Zeitgleich wurde mit einer neuen Dienstordnung die Dienstkleidung auf nachtschwarze Anzüge

umgestellt. Doch viele der Kunden waren so entgeistert gewesen, dass man bei der nächsten Novellierung der Dienstordnung zu den Kutten zurückgekehrt war, und schließlich wurde als Accessoire sogar die Sanduhr wieder eingeführt. Nur die Sense hatte dauerhaft weichen müssen, denn im Zeitalter des Mähdreschers war sie einfach nicht mehr zeitgemäß. So arbeitete man nun nur noch mit einem kleinen Knipser, mit dem der Lebensfaden durchtrennt wurde. Das stieß erfahrungsgemäß lediglich bei ehemaligen Bahnkunden auf Unmut.

In diesem Moment klopfte es, und der Abteilungsleiter kehrte mit seinen Gedanken zurück in sein Büro. Das musste der neue Mitarbeiter sein – pünktlich wie erwartet. Zufrieden strich er sich über die buschigen Augenbrauen.

Dass dieser Mitarbeiter das Unternehmen ins Chaos stürzen und fast in den Ruin treiben würde, ahnte der Abteilungsleiter zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Und auch von Else, die daran nicht ganz unbeteiligt sein würde, hatte er noch nie etwas gehört. Aber das sollte sich bald ändern.

## **Kapitel 1 – in dem kein Stern vom Himmel fällt und eigentlich alles so gut anfängt**

Unsere Geschichte beginnt mit Else, und zwar an einem Winterabend, so kalt und einsam, dass sich nicht einmal die Füchse herauswagten, um den Hasen »Gute Nacht« zu sagen. Else saß zu diesem schicksalsträchtigen Zeitpunkt mit einem Feldstecher auf ihrem Stammplatz, einem mit künstlichem Kuhfell heimelig hergerichteten Hochsitz. Sie nahm die Kälte gerne in Kauf, denn sie hatte einen guten Grund dafür, hier draußen zu sein: die Liebe. Das Objekt ihrer Sehnsucht war niemand anderer als Schlagersänger Bernhard Bardensiehl, den sie tagein, tagaus aus der Ferne anhimmelte. Obwohl, genau genommen war sie gar nicht so fern, denn ihr Beobachtungsposten lag in einem Waldstück, keine hundert Meter von Bernhards Berghütte entfernt, gerade so weit, dass man sie in der hereinbrechenden Dämmerung noch erkennen konnte.

Als Else Bernhards samtige Stimme zum ersten Mal gehört hatte, war ihr mit einem Schlag klar geworden, wie sich Liebe anfühlte. Und nach nichts sehnte sie sich fortan mehr. Nachdem ihr Mann, ein Fleischer, sie nach einer unsäglich unromantischen Ehe verlassen hatte, hatte Else daher beschlossen, nichts weniger als die große Liebe suchen zu gehen – und das in Form von Bernhard Bardensiehl. So zog sie in eine Kleinstadt in der Nähe von Bernhards Berghütte, denn sie wusste, dass er sich oft wochenlang dorthin zurückzog, um in der Einsamkeit der Bergwelt Hits wie »Wenn auf Stein doch Rosen wüchsen« oder »Du bist meine zarteste Versuchung« zu komponieren.

Um Bernhard nicht in seinem Schaffensprozess zu stören, ihm aber doch ganz nahe zu sein, besorgte Else sich eine Plane aus alten Bundeswehrbeständen, machte damit den Hochsitz im Wäldchen hinter Bernhards Haus wetterfest und richtete sich dort wohnlich ein. Neben Thermounterwäsche sowie Hand- und Fußwärmern brachte sie sogar ein Paar Kuhpuschen mit, denn bei ihren stundenlangen Beobachtungen wurde es bisweilen recht kalt, und auch die glühendste Verehrung

war nur bedingt geeignet, kalte Zehen aufzuwärmen. Und so saß sie dort, Tag für Tag, Woche für Woche, und wartete darauf, einen Blick auf Bernhard zu erhaschen, ja, ihm eines Tages vielleicht sogar gegenüberzustehen und ihn anzusprechen.

In dem Augenblick, in dem unsere Geschichte beginnt, fiel ein Stern vom Himmel. Eigentlich war es kein Stern, sondern ein russischer Satellit, doch Else sah nur einen hellen Lichtschweif am allmählich dunkler werdenden Firmament und hielt ihn für eine Sternschnuppe. Andächtig legte sie ihre Fäustlinge zusammen, sah dem Schweif hinterher und flüsterte: »Bitte, bitte, lass mich mit meinem Bernhard zusammenkommen.« Dann richtete sie ihren Blick auf selbigen, der just in diesem Augenblick aus dem Haus trat, eine Leiter an den Dachfirst legte und hinaufstieg, um seinen verstopften Kamin zu reinigen.

Und während eben doch kein Stern vom Himmel fiel, sondern der Satellit über Burkina Faso verglühte, fiel stattdessen Bernhard Bardensiehl – seines Zeichens alternder Stern am deutschen Schlagerhimmel –, allerdings nicht vom Himmel, sondern vom Dach seiner Berghütte. Kopfüber in eine Schneewehe.

Else schlug vor Schreck die Hände zusammen. Da sie Bernhard in den Wochen ihrer Wacht noch lieber gewonnen hatte, war es nicht weiter verwunderlich, dass ihr Herz einen oder zwei Schläge aussetzte, als sie ihn da so im Schnee stecken sah, zumal er sich, auch wenn der Sturz nicht tief gewesen war, nicht regte.

Nach einem Moment der Erstarrung, der mit der Kälte nichts zu tun hatte, griff sie hastig nach dem Feldstecher und richtete ihren so geschärften Blick auf die Schneewehe, von der Bernhard verschluckt worden war. Die Wehe lag still wie ein weißer Wal nach dem Mittagessen. Nichts rührte sich. Jetzt gab es kein Zaudern mehr: Bernhard brauchte sie!

Trotz ihrer Fülle kletterte Else behände die Holzleiter des Hochsitzes hinab und rauschte, eine Wolke weißen Schnees aufwirbelnd, den Hang zur Hütte hinunter. Schwer atmend erreichte sie die Wehe, in der sie Bernhard hatte verschwinden sehen, und wühlte sich zu ihm durch. Sie bekam einen Arm zu fassen, schaufelte weiter den Schnee zur Seite und legte nach und nach den Mann ihres Herzens frei. So behutsam wie möglich zog sie ihn heraus und bettete ihn an einer flachen Stelle in das feuchte Weiß. Er bewegte sich zwar noch immer nicht, stöhnte aber leise, was Else als gutes Zeichen wertete. Sie zerrte sich die Handschuhe von den Fingern und strich ihm zärtlich den Schnee aus dem Gesicht. Bernhards Züge waren im fahlen Abendlicht bleich. Er sah viel älter aus als in den Zeitschriften, aber sie fand ihn trotzdem wunderschön.

»Bernhard?«

Er reagierte nicht. Else bedauerte, in der Eile nicht die Thermoskanne mit dem Fenchel-Karotten-Eintopf mitgenommen zu haben, gehörte doch zu einer Rettungsaktion im Tiefschnee immer auch etwas Warmes und Nahrhaftes. Sie zögerte kurz, dann beugte sie sich hinab – und in Ermangelung eines heißen Tees oder einer anderen Möglichkeit, ihn aufzuwärmen, küsste sie ihn auf die schneekalten Lippen.

»Ich liebe dich Bernhard«, flüsterte sie, wie schon tausendmal zuvor in ihren Träumen. Da fingen seine Lider an zu flattern, und er schlug die Augen auf. Sein Blick wanderte kurz unstet hin und her, dann sah er Else an. Direkt in die Augen –

und mitten in ihr Herz. In diesem Moment wusste sie, dass sie ihn gefunden hatte – ihren Seelengefährten.

Bernhard lächelte und murmelte noch immer ein wenig benommen: »Das war sehr schön.«

Else fühlte ein Glück in sich aufsteigen, wie sie es noch niemals zuvor in ihrem Leben gefühlt hatte. Es war, als würden in ihrem Inneren tausend Sonnen aufgehen, und sie alle leuchteten für sie und erfüllten sie bis zum Rand mit Wärme. Zum ersten Mal spürte sie nicht nur, was es hieß zu lieben, sondern auch wiedergeliebt zu werden, spürte es bis in die kleinste Zelle hinein. Vor lauter Glückseligkeit kullerten ihr zwei dicke Tränen die Wangen herunter.

»Sie haben wunderschöne Augen, Gnädigste«, flüsterte Bernhard, während er ihr in die selbigen schaute.

Und so hätte die wunderbare und unglaublich romantische Liebesgeschichte von Else und Bernhard beginnen können – wenn, ja, wenn nicht doch noch alles ganz anders gekommen wäre. Denn in diesem Augenblick schwanden Bernhard die Sinne, und sie sollten für lange Zeit verschwunden bleiben.

Wohin, steht in einem anderen Kapitel.

## **Kapitel 2 – in dem erzählt wird, wie Else ihre Liebe zu Kühn und zu Bernhard Bardensiehl entdeckt**

Schon als kleines Mädchen hatte Else Brandmüller die lieblichsten und sanftesten braunen Augen, die man sich nur vorstellen konnte – weshalb zu diesem Zeitpunkt auch niemand geahnt hätte, dass sie sich eines Tages mit keinem Geringeren als dem Tod höchstpersönlich anlegen würde. Sie kam als Letzte von fünf Töchtern eines Seemanns und einer Fabrikarbeiterin auf die Welt, ein Nachzügler, der nicht wirklich in deren Lebensplanung passte. Als der Seemann sich irgendwann ganz in die große weite Welt absetzte, beschloss ihre Mutter, dass sie zu viele Mäuler zu stopfen hatte. Sie nahm Else, die damals gerade vier Jahre alt war, an der Hand, bestieg mit ihr einen Zug und brachte sie zu ihrer verwitweten Schwester Gertrud ins heimatliche Kuhweiler, wo Else fortan aufwuchs.

Tante Gertrud hielt nicht viel von Träumereien, jedenfalls nicht, solange es etwas aufzuräumen und zu putzen gab, was eigentlich immer der Fall war. Ihre Erziehung bestand vor allem in der peniblen Vermittlung von hausfraulichen Pflichten; darüber hinaus gab sie Else einen schier unerschöpflichen Vorrat an trivialen Lebensweisheiten mit.

Else wuchs zu einem tüchtigen Mädchen heran, und als sie ins heiratsfähige Alter kam, mangelte es zu Tante Gertruds höchster Zufriedenheit nicht an Bewerbern, was sicher nicht nur an ihren hausfraulichen Tugenden, sondern auch an den schönen braunen Augen gelegen haben mochte. Auf Tante Gertruds Geheiß hin – und frei nach deren Motto: »Gegessen wird, was auf den Tisch kommt« – ehelichte Else bald den wurstgesichtigen Sohn des örtlichen Fleischermeisters, der kurz



darauf selbst Fleischermeister werden sollte. Nach Tante Gertruds Ansicht wäre ein Konditormeister, wie ihr verstorbener Mann Günther einer gewesen war, natürlich noch vorteilhafter gewesen, doch ihr konnte Else schon aus Prinzip nichts recht machen.

So hatte Else sich früh ein gewisses soziales Ansehen und immer genug Fleisch im Topf gesichert – und auch für die Töpfe war gesorgt, denn gleich zum ersten Hochzeitstag bekam sie von ihrem Mann ein Marken-Topfset in geprüfter Premium-Qualität mit zehn Jahren Garantie, für das dieser, wie er stolz betonte, über das Geschäft Prozente bekommen hatte. Dafür bot ihr dieses Leben aber nicht das kleinste bisschen prickelnde Romantik, und auch für Zärtlichkeiten und liebe Worte hatte ihr Mann keinen Sinn. Auch sonst gab es nichts, für das sich ihr Herz hätte erwärmen können – zumal sie das Fleischerhandwerk verabscheute, weil sie Kühe liebte.

Als Kind war sie nämlich einmal bei einem Schulausflug verloren gegangen und stundenlang tränenüberströmt umhergeirrt, bis sie in der hereinbrechenden Dunkelheit fast gegen eine schwarz-weiß gescheckte Kuh gelaufen wäre, die auf einer Wiese ihr abendliches Nickerchen hielt. Und auch wenn diese im ersten Moment etwas streng roch, war ihr Fell doch warm und weich, und ihr sanftes Muhen gab Else das Gefühl, nicht alleine zu sein. Die Kuh leckte ihr mit ihrer rauen Zunge übers Gesicht, und derart getröstet, geborgen und behütet schlief die kleine Else bald eng an ihre neue Freundin gekuschelt ein und wurde so am nächsten Morgen gefunden. Seitdem war Else den Kühen mindestens ebenso verfallen wie die Hindus im fernen Indien.

Als sie mit dem Fleischer ein eigenes Haus bezog, wurde das Sofa mit Kissen aus Kuhfellimitat bestückt, vor dem Eingang lag ein Kuhfußabtreter, den Kaminsims zierte Porzellankühe in den verschiedensten Ausführungen, und sogar die Handtücher im Gästeklo waren gescheckt. Der Fleischermeister ließ ihr den Kuhfimmel durchgehen – schließlich verdiente er ja mit dem Rind als solchem nicht schlecht, und davon abgesehen war Else eine vorbildliche Hausfrau und eine meisterhafte Köchin. Aber er war doch eher ein Kerl, der die Kühe teilte, statt ihre Liebe zu Kühen.

Dabei sehnte sich Elses Herz genau danach – nach einem Mann, der alles mit ihr teilte. Einem, mit dem sie die Füße unter der Bettdecke hervorstrecken und mit den Zehen wackeln oder vor dem Kaminfeuer Eierlikörpralinen essen konnte. Einem, der sie verstand und der immer für sie da war. Und so kam es, dass sie bei jeder Gelegenheit, ob in Filmen oder Romanen, gemeinsam mit der Heldin den Einen suchte, der für sie geschaffen war. In Gedanken schmolz sie in seinen Armen dahin und hauchte die drei Worte, die die Welt bedeuteten.

Abgesehen davon, dass von der großen Liebe weit und breit nichts zu sehen war, hatte Else auch noch einen anderen Kummer. Sie bekam nämlich keine Kinder, so sehr der Fleischermeister sich auch abmühte. Und das, obwohl Else sich ganz sicher war, dass sie mit so einem kleinen Wesen, das ihre Welt ganz und gar erfüllen würde, das höchste Glück finden könnte. Da ihr dies nicht vergönnt war, tröstete sie sich mit Eierlikörpralinen und Liebesromanen, widmete sich der Verschönerung des Hauses mit schwarz-weiß gefleckten Accessoires und führte

nebenbei einen kleinen Partyservice, bei dem sie Platten mit Schnittchen anrichtete, neue Rezepte ausprobierte und sich mit vielen Leuten unterhielt.

Eines Tages machte Else dann eine Entdeckung, die ihrem Leben neuen Sinn und eine zarte Hoffnung einhauchte: Bernhard Bardensiehl. Sie saß mit einer Schachtel Eierlikörpralinen in ihre Lieblingsdecke gekuschelt auf dem Kuhfleckensofa und zappte durch die Kanäle, als sie ihn zum ersten Mal sah. Bernhard. Er war blond und braun gebrannt, und seine samtige Stimme vermittelte genau die richtige Dosis Sehnsucht, um Elses Eierlikörpralineseite zum Schmelzen zu bringen. Wenn er von Schmerz, ewiger Liebe und Einsamkeit sang und von dem einen Menschen, den man braucht, um ganz zu sein, traf er Else mitten ins Herz und weckte Gefühle in ihr, die der Fleischer nie zu entfachen vermocht hatte. Bernhard hatte wie sie keine Familie mehr. Selbst seine liebe Frau hatte er früh verloren, und seine Ehe war ebenfalls kinderlos geblieben – und so spürte Else bei jedem seiner Worte, dass er sich genauso einsam fühlte wie sie und von der gleichen Sehnsucht erfüllt war. Er verstand sie wie kein anderer. Und sie ihn ebenso. Kurz gesagt, es war um sie geschehen.

Von da an wurde ihre Leidenschaft für Kühe von der für Bernhard Bardensiehl noch übertroffen, und sie widmete sich ihr mit Hingabe: kein Fleckchen im Haus und in ihrem Herzen, das nicht von ihrem Idol erfüllt war. So zogen die Jahre und Jahrzehnte ins Land, bis Elses Mann zu dem Schluss kam, dass Rinder auf der Arbeit und Kühe zu Hause doch zu viel des Guten waren und er Bernhards Lieder keinen Tag länger ertragen konnte. Es mochte auch die jüngst eingestellte Fleischereifachverkäuferin mit der prächtigen Oberweite eine Rolle gespielt haben, denn von der ließ er sich bekochen, nachdem er Else verlassen hatte.

Da Else aus dem einschlägigen Nachmittagsprogramm wusste, wie wichtig ein guter Anwalt war, nahm sie sich gleich den besten und bekam nicht nur das Haus, sondern auch einen dicken Batzen Geld, da die Fleischerei, aus der inzwischen eine ganze Kette geworden war, offenbar viel ertragreicher war, als der Fleischer ihr bislang erzählt hatte. Und weil sie abends keine Königsberger Klopse mehr auf den Tisch bringen musste, hatte sie auch viel mehr Zeit.

Am Tag nach der Scheidung fuhr sie zur Feier ihrer neuen Freiheit nach Düsseldorf, ließ sich einen todschicken fransigen Bob schneiden und kaufte sich in einer Boutique, deren Namen sie nicht aussprechen konnte, für einen fünfstelligen Betrag einen Designermantel aus Kuhfellimitat. Doch Freude bleibt im Leben selten lange ungetrübt, und so diagnostizierte man keine zwei Monate später bei Else eine Herzkrankheit: die postnatale kardiale Agapopenie. Die Ärzte sagten ihr, wenn sie vorsichtig leben und regelmäßig ihre Pillen nehmen würde, dann müsse sie sich keine allzu großen Sorgen machen.

Als Else hörte, dass mit ihrem Herz etwas nicht stimmen sollte, wurde sie sehr traurig. Drei Tage lang saß sie apathisch in der Küche des großen, leeren Hauses, und nicht einmal Eierlikörpralinen konnten sie trösten.

Am vierten Tag klingelte es an der Tür. Es war der Postbote, der eine Nachnahmesendung für sie hatte. Else bezahlte, ging zurück in die Küche und legte das Päckchen vor sich auf den Tisch. Nachdem sie es eine halbe Stunde lang angestarrt hatte, ohne es wirklich wahrzunehmen, öffnete sie es schließlich. Es enthielt die neue Bernhard-Bardensiehl-CD, die sie bestellt hatte. Else betrachtete

Bernhards lächelndes Gesicht auf dem Cover. Und zum ersten Mal seit Tagen fühlte sie wieder etwas – und zwar Entschlossenheit. Auf einmal war sie sich sicher, was ihrem Herz fehlte: Liebe. Und das ließ sich auch mit Pillen nicht kurieren. Sie stand auf, holte sich das Telefonbuch und beauftragte auf der Stelle einen Makler damit, das Haus zu verkaufen.

Und dann erfüllte sie sich ihren lang gehegten Traum: Bernhard Bardensiehl nahe zu sein. Und je länger sie ihn von ihrem Hochsitz aus mit dem Feldstecher beobachtete, desto sicherer war sie: Er war ihre eine, wahre, wirkliche, ganz große Liebe.

## **Kapitel 3 – in dem Bernhard zwischen den Welten hängt und Else dem Tod die Hölle heiß macht**

Zum Glück hatte Else ein Handy. Gekauft hatte sie es eigentlich nur, weil es so schöne Kuhflecken hatte, und während sie in der Kälte an Bernhards Seite auf den Rettungshubschrauber wartete, dachte sie, dass ihre Liebe zu Kühen wirklich nützlich war – immerhin rettete die nun sogar Bernhard. Denn auch wenn die Schneewehe, in die er gefallen war, fluffig weich war – der Pfosten des Gartenzauns, der sich darunter verbarg und mit dem Bernhards Kopf Bekanntschaft gemacht hatte, war es nicht. So harrte Else mit Bernhard aus und sprach ihm die ganze Zeit über Mut zu.

Während sie da neben ihm saß, fiel ihr Blick auf einmal auf etwas Schwarz-Weißes, das neben ihm im Schnee lag. Neugierig griff sie danach. Es war ein kreisrunder Schlüsselanhänger, vielleicht fünf Zentimeter im Durchmesser, auf dessen Rückseite sich ein Flaschenöffner befand. Vorne war ein hübsches Muster zu sehen, das vage an einen schwarzen und einen weißen Fisch erinnerte, die sich aneinanderschmiegen und so die runde Fläche ausfüllten. Else spürte ihr Herz heftiger schlagen. Schwarz und weiß – genau wie Kuhflecken! Das musste ein Zeichen sein. Sie drückte Bernhards Hand und fühlte sich sofort besser. Ein wenig verschämt überlegte sie, ob es wohl in Ordnung wäre, den Anhänger einzustecken. Nur zu gerne hätte sie etwas von Bernhard ganz für sich alleine gehabt. Dann kam ihr der Gedanke, dass sie den Anhänger ja für ihn aufbewahren konnte. Jawohl, sie würde ihn sofort zurückgeben, wenn er aufwachte – und damit hätte sie auch gleich einen Grund, ihn dann zu sehen.

Als der Rettungshubschrauber endlich landete, wurde Bernhard erstversorgt und auf eine Trage geschnallt. Else kletterte währenddessen schon mal in den Hubschrauber, denn jetzt, da sie Bernhard in guten Händen wusste, spürte sie nach dem ganzen Schreck doch die Kälte. Als die Crew fertig war und die Türen unter dem Heckausleger öffnete, um die Trage hineinzuschieben, entdeckte der Notarzt Else. Er wollte gerade den Mund aufmachen, um ihr darzulegen, dass er sie aus versicherungsrechtlichen Gründen nicht mitnehmen konnte, als für Else der Blick auf Bernhard frei wurde.

Die Sanitäter hatten ihn in eine Vakuummatratze gepackt, aus der nur noch sein Kopf herausschaute, sodass man meinen konnte, er stecke in einem Leichensack – wobei der allerdings nicht rot gewesen wäre. Doch weil Else das nicht wusste, erschrak sie so sehr, dass sie die Hände vor der Brust zusammenkrampfte und rief: »Oh, mein armes Herz!«

Der Notarzt hielt inne. »Sie sind herzkrank?«

Else nickte, auch wenn ihr nicht ganz klar war, woher der Arzt das wissen konnte. Aber er hatte sicher studiert, und da lernte man bestimmt so einiges, von dem sie nichts verstand.

Besagter Arzt bekam währenddessen auf einmal ganz andere versicherungsrechtliche Bedenken, sprach kurz mit dem Piloten und nickte schließlich. Und so durfte Else ihren Bernhard begleiten. Nachdem der Hubschrauber knatternd abgehoben hatte, streichelte sie Bernhards Gesicht, was sie zugleich glücklich und traurig machte – denn einen Flug zu den Sternen mit Bernhard Bardensiehl hätte sie sich zwar über alles gewünscht, aber eben doch unter anderen Umständen.

### **Szenenwechsel, zu einer Oberärztin, die schlechte Laune hat und noch schlechtere bekommt**

An dieser Stelle ist es an der Zeit, dass wir Else und Bernhard für einen Moment sich selbst überlassen und uns Frau Dr. Margit Birnbaum zuwenden, die uns auch später noch begegnen wird. Frau Dr. Birnbaum, ihres Zeichens Oberärztin auf der neurochirurgischen Station eben jenes Krankenhauses, in das Bernhard und Else gerade unterwegs waren, zählte sich eigentlich zu den verträglichen Menschen. Doch sie litt an diesem Abend unter grässlichen Kopfschmerzen. Schon seit geschlagenen drei Stunden lag sie im Bett und knirschte mit den Zähnen, während aus dem Stockwerk unter ihr gedämpfte, aber dennoch nicht zu überhörende Musik heraufdrang. Und es war nicht irgendeine Musik, oh nein, es handelte sich um Schlager der übelsten Sorte. Ursprung der Beschallung war ihre Schwiegermutter. Die verbrachte ihre Tage – und die dauerten leider bis tief in die Nacht hinein – mit dem unablässigen, nervenaufreibenden Abspielen von Schlagerschnulzen, allen voran von einem gewissen Bernhard Bardensiehl. Die alte Dame logierte nach einem Oberschenkelhalsbruch bei Sohn und Schwiegertochter – und das leider auf unbestimmte Zeit. Doch statt sich wie ein Gast höflich anzupassen und keine Umstände zu machen, führte sie sich auf wie in einer hochpreisigen Kurklinik, in der das Motto »der Kunde ist König« gilt. Und als Frau Dr. Birnbaum heute ihren Mann mit dem Thema konfrontiert hatte, musste sie feststellen, dass es etwas gab, das ihm offenbar wichtiger war als das geruhsame Eheleben: seine Mutter. Unglaublich, dass sie dreiundzwanzig Jahre gebraucht hatte, um das zu erkennen.

In Verbindung mit ihren Kopfschmerzen und den Nachwirkungen des Streits wurde der Schlagerterror für sie an diesem Abend von Ton zu Ton unerträglicher. Sie presste sich das Kissen auf die Ohren und stellte sich nicht zum ersten Mal vor, selbiges wahlweise der Frau Schwiegermutter oder dem werten Herrn Bardensiehl selbst aufs Gesicht zu drücken. Deshalb war sie eigentlich ganz froh, als der Anruf aus der Klinik kam und sie zu einer voraussichtlich notwendigen Notoperation angefordert wurde. Dort hatte sie wenigstens ihre Ruhe vor penetranten

Schlagersängern, konnte sich auf die Arbeit konzentrieren und die ganze unerfreuliche, um nicht zu sagen alpträumhafte heimische Situation hinter sich lassen.

So kam es, dass Frau Dr. Birnbaum bereits am Heliport auf dem Dach der Klinik wartete, als der Rettungshubschrauber mit Else und Bernhard landete. Noch während die Rotorblätter langsam ausliefen, wurde die Rolltrage mit Bernhard ausgeladen und eilig auf das Gebäude zugeschoben. Auf dem Weg setzte der Notarzt Frau Dr. Birnbaum kurz über den Fall in Kenntnis, bevor er zurück zu einem neuen Einsatz gerufen wurde.

Else war ebenfalls aus dem Hubschrauber geklettert und beeilte sich, Bernhard hinterherzulaufen. Als sie die Trage endlich einholte, griff sie zwischen den Sanitätern durch nach dem Gestänge und hielt sich daran fest, um nicht abgehängt zu werden. Durch den Ruck wurde Frau Dr. Birnbaum auf sie aufmerksam.

»Hey Sie! Was fällt Ihnen ein. Wollen Sie wohl loslassen!«, herrschte die Ärztin sie an, doch daran dachte Else nicht im Traum. Trotzig hielt sie sich weiter an der Trage fest und bemühte sich, mit den Sanitätern Schritt zu halten. Inzwischen hatten sie fast das Gebäude erreicht.

»Sie sollen loslassen«, donnerte Frau Dr. Birnbaum erneut und warf Else einen so finsternen Blick zu, dass nicht nur diese, sondern auch die Sanitäter stehen blieben. »Sind Sie verwandt?«

»Nein, ich bin aber ...«

»Hier haben nur Verwandte Zutritt. Wenn überhaupt.«

»Wir sind aber seelenverwandt ...«

»So ein Unsinn. Aus dem Weg«, zischte Frau Dr. Birnbaum und zog mit einem kräftigen Ruck an ihrem Ende der Trage. »Wenn Ihnen nur das kleinste bisschen an diesem Mann liegt, dann behindern sie jetzt nicht weiter unsere Arbeit, oder wollen Sie, dass er uns hier unter den Fingern wegstirbt?«

Else ließ los, denn das wollte sie natürlich nicht. Die Trage machte einen Satz nach vorn und entschwand mit den Sanitätern, Frau Dr. Birnbaum und natürlich Bernhard geradewegs durch die geöffneten Flügeltüren ins Gebäude. Else hetzte hinterher und landete in einem Vorraum, von dem ein Aufzug hinab in die Notaufnahme führte. »Wissen Sie überhaupt, wer das ist?«, keuchte Else, ganz außer Atem.

»Nein, und das spielt jetzt auch keine Rolle.«

»Das ist Bernhard Bardensiehl«, sagte Else mit leisem Stolz.

»Ba... Bardensiehl? Etwa der Schlagerheini?« Frau Dr. Birnbaum kniff die Augen zusammen und fixierte Bernhard mit einem Blick, der so kalt war, wie es Else selbst auf ihrem Hochsitz nie geworden war.

In diesem Moment öffneten sich die Aufzugtüren, und Else schlüpfte an der Trage vorbei hinein, denn sie wollte nicht Gefahr laufen, dass man sie nicht mitnahm. Frau Dr. Birnbaum stemmte die Arme in die Hüften, betrachtete mit ungläubigem Blick das Szenario und herrschte einen der Sanitäter an: »Jetzt schaffen Sie mir endlich diese impertinente Person hier raus.«

Der Sanitäter packte Else am Arm und zog sie wieder aus dem Aufzug, so sehr sie sich auch wehrte. Frau Dr. Birnbaum drängte den zweiten Sanitäter samt Trage

mit Bernhard darauf hinein und stieg dann selbst zu. Die Türen schlossen sich, und Bernhard wurde Elses Blick entzogen. Ihr Bernhard, dem sie doch gerade erst nahegekommen war. Sie blieb mit offenem Mund stehen und fühlte sich auf einmal sehr verlassen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte der verbliebene Sanitäter, ließ nun endlich ihren Arm los und tätschelte ihn. »Die wissen schon, was sie tun.«

Das war etwas, was Else zwar gerne geglaubt hätte, woran sie aber ihre Zweifel hatte. Denn wirklich gut konnte es einem ohne Liebe nicht gehen, das wusste sie genau, und Bernhard wusste es auch – sang er doch genau das in allen seinen Liedern. Und wenn sie an den eisigen Blick dachte, mit dem die Ärztin ihn bedacht hatte, wurde ihr selbst ganz kalt ums Herz.

»Jetzt schauen wir erst mal, wie es Ihrem Herzen geht, gleich kommt ja der Aufzug wieder«, sagte der Sanitäter wie aufs Stichwort. »Ihrem Bernhard können Sie im Augenblick ohnehin nicht helfen.«

Damit hatte er leider – für den Moment jedenfalls – recht. Und so wusste Else zwar nicht, was Bernhard fehlte, sie wusste jedoch, dass er ihr fehlte, und das ganz fürchterlich. Und sie wusste, dass mit ihrem Herz alles in Ordnung war, solange sie ihn nur nicht verlor.

### **Siebzehn zermürbende Stunden und sieben Eierliköre später**

Siebzehn Stunden später, es war inzwischen früher Nachmittag des Folgetages, spähte Else zum neunundneunzigsten Mal um die Ecke des Krankenhausflurs zu den Glastüren der Intensivstation, um zu sehen, ob die Luft jetzt endlich rein war. Sie musste irgendwie auf die Station gelangen, doch das war leider gar nicht so einfach. Die Oberärztin hatte nämlich den Schwestern unter Androhung von lebenslänglichem Katheterbeutelwechseln strikte Anweisung gegeben, niemanden zu Bernhard zu lassen. Vor allem nicht Else. Und das, obwohl sie ganz offensichtlich die Einzige war, der Bernhard und sein Wohl etwas bedeuteten.

Else verstand die Welt nicht mehr. Weder Ärzte noch Schwestern wollten ihr Auskunft erteilen. Inzwischen hatte sie aber wenigstens einige Schwestern in der Cafeteria belauschen können und dabei zu ihrem großen Kummer erfahren, dass Bernhard eine Hirnblutung erlitten hatte, operiert worden war und sein Zustand als »kritisch« galt.

Sie zerrte am Verschluss des achten der zehn kleinen Eierlikörfläschchen, die sie wegen mangelnder Verfügbarkeit von Eierlikörpralinen zur Stärkung am Klinikiosk erstanden hatte, und trank es aus. Dann lugte sie erneut um die Ecke. Zu ihrer großen Erleichterung verließen nun endlich, in geschwätziger Feierabendlaune, ebenjene Schwestern die Station, an denen sie schon vergeblich versucht hatte vorbeizukommen. Else strich den blauen Arbeitskittel glatt, den sie sich aus einem Wäschewagen entliehen hatte, und machte sich mitsamt dem passend dazu geborgten Putzwagen entschlossenen Schrittes auf den Weg zur Station. Dabei hoffte sie inständig, dass die Schwestern die Putzfrauen nicht allzu gut kannten. Sie hatte das Gefühl, als müsse ihr jeder an der Nasenspitze ansehen, dass sie im Begriff war, etwas Verbotenes zu tun, und fragte sich, ob man sie als Einbrecherin verhaften würde und ob die Kittel im Gefängnis wohl auch blau

waren. Doch dann sagte sie sich, dass man für die wahre Liebe eben etwas riskieren musste.

Die Türen der Intensivstation öffneten sich. Vor ihr lag ein langer Flur, von dem mehrere Zimmer abgingen. In alle konnte man durch große Fenster hineinschauen. Im ersten Krankenzimmer sah Else eine Gestalt, die fast vollständig in Mullbinden eingewickelt war. Man hätte sie für eine Mumie halten können, wenn das rechte Bein nicht in einer Schlaufe gehangen hätte, was, zumindest soweit Else wusste, bei Mumien nicht der Fall war. Else fragte sich, ob es sich um ihren Bernhard handeln konnte, und bekam einen gehörigen Schreck. Zwar dachte sie sich, dass er ja eigentlich nur am Kopf verletzt war, aber wenn Ärzte einen genau untersuchten, fanden sie ja doch oft einiges mehr, als man vorher geahnt hatte. Dafür gab es schließlich Mikroskope und Röntgengeräte und weiß der Himmel was noch alles.

Else machte schon Anstalten, das Zimmer zu betreten, da sah sie oben aus dem Verband einen schwarzen Haarschopf herausragen. Sie atmete auf, denn Bernhard hatte blondes Haar, und dass Ärzte ihren Patienten bei einer Operation die Haare färbten, hatte sie noch nie gehört. Erleichtert schob sie ihr Wägelchen weiter. Als sie am Fenster zum Schwesternzimmer vorbeiging, beugte sie sich tief über den Wagen und schaute geflissentlich auf den Boden.

Gerade als sie sich in Sicherheit wähnte, ertönte auf einmal ein forsches »Hallo« hinter ihr. Else hielt inne und wäre auch zu gar nichts anderem im Stande gewesen.

»Nehmen Sie doch bitte beim Rausgehen den Wäschesack mit.«

Else nickte mechanisch. Sie hörte das leise Quietschen von Gummisohlen auf Linoleumboden auf sich zukommen, dann einen leisen Plumps. Unwillkürlich hielt sie die Luft an. Die quietschenden Schritte entfernten sich wieder. Einen Moment wartete sie wie versteinert ab. Als nichts mehr zu hören war, riskierte sie einen Blick hinter sich und entdeckte besagten Wäschesack, der an der Wand lehnte. Ansonsten war der Flur leer. Else packte den Sack oben auf ihr Wägelchen, fasste es fest und ging weiter.

Als sie in das nächste Zimmer spähte, schlug ihr Herz schneller. Denn im Bett lag Bernhard: unverkennbar blond und nur mit einem Verband um den Kopf – aber zu Elses Kummer reglos und bleich. Er trug einen Krankenhauskittel, hatte einen Schlauch im Hals stecken und war an diverse Geräte angeschlossen, die ihr ziemliche Angst machten, zumal sie sich nicht vorstellen konnte, wozu die alle gut sein sollten. Am meisten aber schmerzte sie, wie allein er hier lag, ganz ohne einen liebenden Menschen, der sich um ihn kümmerte.

Else öffnete die Tür, schob den Wagen hinein, schlüpfte hinterher und schloss sie vorsichtig wieder. Dann eilte sie zu Bernhards Bett, zog sich einen Stuhl heran und griff nach seiner Hand. Die Haut fühlte sich warm an, beruhigend warm, was Else so sehr freute, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Sie streichelte Bernhards Finger und hatte das Gefühl, dass sie mit dieser Hand in ihrer bis ans Ende der Welt gehen könnte. Hoffentlich würde es ihm bald besser gehen. Ihn so hilflos zu sehen, brach ihr fast das Herz.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, ging ihr auf, dass sich bei näherer Betrachtung zumindest ihre eigene Lage verbessert hatte, denn dem Mann ihrer Träume so bald so nahe zu sein, hätte selbst sie kaum zu hoffen gewagt. Auch in anderer Hinsicht konnte sie sich nicht beklagen: Der Stuhl war um einiges bequemer als ihr Platz auf

dem Hochsitz, überdies war es hier wärmer, und trocken war es auch. Jetzt fehlte nur noch eines zu ihrem Glück. Else drückte Bernhards Hand an ihre Wange und wünschte sich, er würde aufwachen, sie wieder so liebevoll ansehen, wie er es am Vorabend getan hatte, und danach nie mehr die Augen von ihr nehmen. Da er das jedoch nicht tat, beschloss sie, sich mit dem vorletzten Eierlikör zu trösten. Und als das auch nicht half, mit dem letzten.

Während sie dieses letzte Fläschchen gerade aufschraubte, ließ ein eigenartiges Gefühl sie innehalten. Die Luft im Zimmer schien zu vibrieren, und plötzlich war ihr, als sei außer Bernhard und ihr noch jemand im Raum. Ihr lief ein Schauer den Rücken hinunter. Zuerst dachte sie, es wäre die Kälte im Zimmer, und ging zum Putzwagen, in dem sie ihren Kuhfellmantel versteckt hatte. Sie zog ihn über, setzte sich zurück zu Bernhard und nahm wieder seine Hand. Doch das Frösteln wollte nicht weichen – im Gegenteil, jetzt stellten sich auch noch die Härchen in ihrem Nacken auf. Bernhard konnte dieses Gefühl nicht ausgelöst haben, der lag weiterhin regungslos im Bett. Außer den friedlich piepsenden Apparaten war auch nichts zu hören.

Else legte Bernhards Hand behutsam zurück auf die Decke, erhob sich und blickte sich im Zimmer um. In der Ecke neben dem Schrank, gegenüber dem Bett, schien es auf einmal immer dunkler zu werden. Es war eine Finsternis, die dichter wurde und auf eine eigentümliche Art und Weise Substanz zu haben schien. Else bekam weiche Knie. Sie überlegte kurz, ob ihr der Eierlikör einen Streich spielte, doch da es hier um Leben und Tod – und zwar von ihrem Bernhard – ging, war sie nicht gewillt, das Risiko einzugehen, vielleicht eine echte Gefahr zu übersehen. Entschlossen postierte sie sich zwischen dem dunkel wabernden Etwas in der Ecke und dem Bett.

Das Dunkel wurde immer massiver, verschlang alles Licht um sich herum und wuchs weiter an. Das war jetzt ganz bestimmt nicht mehr der Eierlikör. Else schluckte. Langsam schälte sich aus der öligen Schwärze der Umriss einer Gestalt. Eine Kutte wurde erkennbar, unter deren Kapuze ein bleicher Fleck erschien, der sich nach und nach zu einem Gesicht verdichtete. Und plötzlich wurde Else klar, mit wem sie es hier zu tun hatte: Vor ihr stand ... der Tod!

Die Erscheinung war gut einen Kopf größer als sie und hager wie ein Sensenstiel, sonst konnte man allerdings auf Anhieb wenig über sie sagen, weil die schlackernde schwarze Kutte alles verdeckte. Plötzlich hörte das Vibrieren auf, der Tod erlangte seine feste Form und marschierte auch schon auf Bernhards Bett zu. Er hob einen Arm. Aus dem Ärmel löste sich ein dicker Strang schwarzer Rauch und schlängelte sich auf Bernhard zu.

Else erwachte aus ihrer Erstarrung. Dass ihr jemand Bernhard für immer wegnahm, kam ja überhaupt nicht in Frage – da hatte der werte Herr Tod aber die Rechnung ohne sie gemacht! Todesmutig stellte sie sich dem Rauchdingsbums in den Weg und starrte so entschlossen in das bleiche Gesicht unter der schwarzen Kapuze, als wolle sie den Tod alleine mit der Kraft ihres Willens nötigen, bloß seine dreckigen Rauchfinger von Bernhard zu lassen. Tatsächlich hielt der Rauch inne und wand sich in der Luft vor ihr hin und her. Else schöpfte neuen Mut und versuchte, ihn ganz wegzuwedeln. Die Rauchschlange wich ein Stück zurück, ebenso der Schwarze dahinter.



Else holte tief Luft und stemmte die Arme in die Seiten, in der Hand immer noch das eben geöffnete Eierlikörfläschchen. »Hauen Sie bloß ab!« Ihre Stimme klang, dank der guten Eierliköre, zwar sehr resolut, aber ihre Knie zitterten. »Bernhard bleibt hier! Und zwar lebend!«

Der Tod stutzte und wirkte für einen Moment verwirrt. »Aber gute Frau, das ist die Natur der Dinge. Ich mache doch nur meine Arbeit.«

»Pah, Natur der Dinge, Arbeit, billige Ausreden sind das. Bernhard bekommen Sie jedenfalls nur über meine Leiche!«

»Ihre?« Der Tod sah sie mit großen Augen an und schien nun noch verwirrter. Er begann, in den Taschen seiner Kutte zu kramen, zog einen Zettel hervor, überflog ihn und hielt ihn schließlich Else unter die Nase. »Nein, das ist nicht vorgesehen. Ich soll nur ihn holen.«

Else stampfte mit dem Fuß auf. »Und ich sage: Er bleibt hier!«

Der Tod zuckte zusammen. Doch dann straffte er sich und machte einen Schritt nach vorne.

Da bekam Else es wirklich mit der Angst zu tun. Noch ehe sie überlegt hatte, was sie da tat, holte sie aus und schleuderte ihm das Einzige, was sie zur Hand hatte, entgegen: ihr Eierlikörfläschchen – obwohl sie es gerade jetzt auch anderweitig hätte brauchen können. Das Fläschchen traf den Tod am Kopf, spie einen Schwall Eierlikör aus, fiel zu Boden und kullerte mit einem Klackern in die Ecke – während der Likör dem Tod zäh die Schulter herunterrann und sich auf seiner Kutte verteilte. Dieser sagte erst: »Aua«, und als er die Sauerei auf der Kutte sah: »Oh je.«

Als Else den Tod so bekleckert vor sich stehen sah, tat er ihr auf einmal doch ein bisschen leid. Sie lief zum Waschbecken, rupfte ein paar Papierhandtücher aus dem Spender und beeilte sich, die Flecken abzuwischen, bevor der Eierlikör noch tiefer in den Stoff eindrang. Der Tod zuckte kurz zurück, doch als er begriff, was sie vorhatte, ließ er Else gewähren. Offenbar tat ihm ein wenig Fürsorge in dieser misslichen Lage gerade ganz gut. Als das Rubbeln an den Flecken kein zufriedenstellendes Ergebnis brachte, kramte Else aus dem Putzwagen ein Glasfläschchen hervor und versuchte es mit der Flüssigkeit darin. Das Ergebnis war jedoch alles andere als befriedigend, prangte nun nämlich dort, wo zuvor der Eierlikör gewesen war, ein großer heller Fleck auf der Kutte.

Else seufzte. »Tut mir leid, ich dachte, das wäre verdünnter Salmiakgeist. Den Fleck bekommt man jetzt wohl nicht mehr raus.« Sie ließ sich auf den Stuhl neben Bernhards Bett sinken.

Der Tod zog sich einen Hocker heran und setzte sich ebenfalls. Else funkelte ihn warnend an, doch vor lauter Kummer über die gebleichte Kutte schien er Bernhard ganz vergessen zu haben. Else fand den Fleck eigentlich ganz hübsch, so unregelmäßig weiß, fast wie ein weißer Fleck auf einer schwarzen Kuh. Doch der Herr Tod sah nicht so aus, als würde er sich davon aufmuntern lassen, daher sagte sie lieber nichts.

Und so saßen sie beide da, einer ratloser als der andere, während die Maschinen, an die Bernhard angeschlossen war, unbeirrt weiter in die Stille des Zimmers piepten.

»Was soll ich denn jetzt tun?«, jammerte der Tod.

»Lassen Sie ihn hier.«

»Nein, ich meine doch meine Arbeitskleidung! Ruiniert haben Sie sie!«

»Aber ich musste ihn doch verteidigen. Er ist mein Ein und Alles.«

»Das mag ja sein, gute Frau, trotzdem ist es meine Pflicht, den Auftrag auszuführen.« Mit betrübter Miene fingerte der Tod an dem hellen Fleck herum.

»Aber mit dieser verschmutzten Kutte ... Ich bin mir fast sicher, dagegen gibt es eine Vorschrift.«

Else krauste irritiert die Nase. »Wogegen?«

»Dagegen«, erwiderte der Tod und zeigte auf den Fleck.

»Und was sagt die Vorschrift?«

Der Tod zog ein nigelnagelneu wirkendes Büchlein mit dem Aufdruck

»Dienstvorschriften« aus den Falten seiner Kutte und begann, darin zu blättern.

»Hier ist es ja, §47 II 1.: Aus Respekt dem zu Versterbenden gegenüber ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen makellose Dienstkleidung zu tragen.« Er rubbelte an dem offensichtlichen Makel auf seiner Brust herum. »Makellos steht da, makellos! Was soll ich denn jetzt tun?«

Else sprang auf und klatschte in die Hände. »Ganz einfach: Bernhard hierlassen. Denn in dem Aufzug darfst du ihn ja gar nicht mitnehmen.« Vor lauter Aufregung vergaß sie ganz, den Tod zu siezen.

Der Tod sah beleidigt von seinem Fleck auf und schien sich auf einmal daran zu erinnern, dass er ja eigentlich einen Auftrag zu erledigen hatte. Er erhob sich, streckte den Rücken durch und erwiderte bestimmt: »Und ob ich ihn mitnehme, da gibt es nämlich auch irgendwo eine Vorschrift. Eine ganz wichtige sogar.« Damit machte er einen entschlossenen Schritt auf das Kopfende des Bettes zu. Plötzlich fing er an zu wanken. Und irgendwie erschien er weniger schwarz als zuvor. Doch dann streckte er erneut die Hände nach Bernhard aus. »Ich MUSS ihn mitnehmen.«

Else trat ihm in den Weg. »Nein!«

Der Tod zuckte zurück, als hätte er Angst, Else könne ihm noch ein Eierlikörfläschchen an den Kopf werfen, und wurde noch durchscheinender. Von den Ärmeln seiner Kutte lösten sich kleine Rauchkringel. Er ächzte auf. »Also, ich werde das erst mal klären. Aber ganz hierlassen kann ich ihn nicht ...« Seine Form fing an zu zerfließen, und Dunkelheit strömte über das Bett. »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.« Damit löste sich seine schwarze Gestalt vollends auf.

Was Else nicht wusste, war, dass der Tod zwar Bernhards Körper am Leben ließ – das, was viele gemeinhin als »Seele« bezeichnen würden, jedoch mitnahm. Da all die bunten Lämpchen weiter blinkten und die Geräte zufrieden piepsten, auch nachdem der Tod verschwunden war, atmete sie erst einmal auf. Endlich war sie wieder mit Bernhard allein. Ihre Verschnaufpause sollte allerdings nur von kurzer Dauer sein.

Else setzte sich gerade wieder hin und griff mit ihrer zitternden Hand nach Bernhards, als die Tür aufflog und eine Schwester hereinstürmte, die auf ihrem Rundgang Else durch das Zimmerfenster entdeckt und als ebenjene Person identifiziert hatte, vor deren möglichem Auftauchen sie von Frau Dr. Birnbaum gewarnt worden war. Dass die Schwester es gar nicht auf Bernhard, sondern auf den Eindringling in der geklauten Putzfrauenkleidung abgesehen hatte, entging Else in all der Aufregung. Sie sah nur die nächste Bedrohung für ihren Liebsten auf

sich zukommen und war wild entschlossen, auch jetzt nicht von seiner Seite zu weichen und ihn bis aufs Letzte zu verteidigen.

Sie sprang auf, schnappte sich den Stuhl, hielt ihn wie einen Schild vor sich und postierte sich zwischen die Schwester und Bernhard. Ihr grimmiges Auftreten veranlasste die Schwester, schleunigst den Rückzug anzutreten und Frau Dr. Birnbaum zu rufen. Und der ohnehin schon stark ausgefranste Geduldsfaden der Oberärztin spannte sich bei dem Gedanken, sich auch noch auf der Arbeit mit einem aufsässigen Schlagerfan auseinandersetzen zu müssen, gefährlich an. Deshalb brachte sie Verstärkung mit, um die unbefugte Person gegebenenfalls mit Nachdruck von ihrer Station zu entfernen.

So sah sich Else kurz darauf vier kräftigen Pflegern gegenüber, die mit dem Ziel, sie von Bernhard zu trennen, auf sie zukamen. Beflügelt von dem Gedanken, dass sie sich gerade gegen den Tod höchstpersönlich durchgesetzt hatte, zögerte sie nicht lange: Sie schoss auf den Vordersten zu und rammte ihm ihren Kopf in den Bauch. Doch viel mehr hatte sie den vier Männern nicht entgegenzusetzen, denn leider verhedderte sich eine ihrer Haarsträhnen in der Armbanduhr des Pflegers, was es den anderen leicht machte, sie an den Armen zu packen und festzuhalten. Noch bevor Else wusste, wie ihr geschah, spritzte Frau Dr. Birnbaum ihr ein Beruhigungsmittel, und zwar in extra hoher Dosierung. Und so trennte sich auch Elses Bewusstsein von ihrem Körper und verschwand in unbekannte Gefilde – und würde sich beim Aufwachen in einer ganz anderen Abteilung der Klinik wiederfinden.

## **Kapitel 4 – in dem ein Wunder geschieht und der Tod sich einen Rüffel einfängt**

Unser Abteilungsleiter bei der Life Limited Ltd. zog die letzten Blätter der Quartalsstatistik aus dem Drucker und heftete sie ab. Seit der Einführung der neuen Software war es so viel leichter, den Überblick zu behalten. Ende der Achtziger war klar geworden, dass es ohne EDV nicht mehr ging, und man hatte angefangen, sämtliche Vorgänge zu digitalisieren. Das war ein gewaltiges Unterfangen gewesen, hatte es doch seit der Entstehungsgeschichte einiges an Toten gegeben – alleine bei den Menschen rund hundertdrei Milliarden. Nur um die große Sintflut einzugeben, hatte ein Praktikant siebeneinhalb Jahre gebraucht. Aber die Mühe hatte sich gelohnt, und das neue Programm berechnete nun bereits seit über zwei Jahrzehnten zuverlässig die Vorsehung und lieferte zudem einen tadellosen Überblick. Ärgerlich waren nur die vielen Updates, da die moderne Medizin immer wieder im letzten Augenblick noch ein weiteres Quäntchen Lebenszeit herausquetschte.

Der Abteilungsleiter lehnte sich in seinen Schreibtischsessel zurück und wandte sich dem Bildschirm zu, über den flink und doch fein säuberlich strukturiert all die Einsen und Nullen liefen. Die Berechenbarkeit des Daseins erfüllte ihn immer wieder aufs Neue mit Ehrfurcht. Deshalb liebte er Zahlen und Statistiken. Und was das für Zahlen waren: 56.260.000 Tote im Jahr – das waren 155.000 Tote täglich.

Knapp zwei Tote in jeder Sekunde, das Ganze weltweit, reibungslos abgewickelt, das sollte ihnen erst mal einer nachmachen. Davon kam es jährlich zu 1,2 Millionen Toten am Steuer, mehr als acht Millionen Menschen starben durch verschmutztes Wasser, und fast eine Million Tote gab es durch Selbstmorde. Dann gab es noch die exotischeren Todesarten wie beispielsweise die Kokosnuss, die jährlich 150 Menschen ins Jenseits beförderte, indem sie ihnen am Strand auf den Kopf fiel. Haiangriffe forderten zwölf Tote im Jahr, während das Nilpferd für 100 Tote verantwortlich war. Aus dem Tierreich war jedoch der Moskito absoluter Spitzenreiter: Alleine 1,2 Millionen Menschen starben jährlich an Malaria, von Gelbfieber und sonstigen übertragbaren Krankheiten mal ganz abgesehen.

Einer der Lieblinge des Abteilungsleiters war jedoch der Kugelschreiber: Er war alleine in Deutschland für den Tod von 300 Menschen jährlich verantwortlich, die an seinen Einzelteilen erstickten. Außerdem gab es ironischerweise 18.800 Tote durch Behandlungsfehler, fast ebenso viele starben an den Nebenwirkungen von Arzneimitteln und um die 10.000 durch Pflegemängel in Heimen. Und alle starben exakt zu ihrer vorherbestimmten Zeit. Eine gewaltige Aufgabe. Man konnte dem Tod viel Schlechtes nachsagen, aber eines war er: gründlich. Gründlich und unermüdlich. Wenn es mit Naturkatastrophen wie Tsunamis, Erdbeben, Hurrikans, Überschwemmungen und Vulkanausbrüchen so weiterging wie in den letzten Jahren, von Kriegen, Hunger und Völkermorden mal ganz abgesehen, dann würde man noch viele weitere Mitarbeiter schaffen müssen, die alle den Tod hinaus in die Welt tragen würden.

Plötzlich ertönte ein Warnsignal, und ein dunkelrotes Pop-up blinkte auf dem Bildschirm. Was war das? Der Abteilungsleiter beugte sich vor und starrte ungläubig auf die Warnung.

*ACHTUNG FEHLERMELDUNG! AUFTRAG NR.: 59.447.367.04 GKS / 14 UNVOLLSTÄNDIG. FEHLERCODE 404! INDIVIDUUM LEBT!*

Der Abteilungsleiter las die Meldung siebenmal – und verstand sie immer noch nicht ganz. Das Programm musste einen Fehler haben. Sofort ließ er die automatische Fehlerbehebungssoftware laufen.

Elf Minuten später war klar: Es war kein Fehler, sondern Fakt. Aber das konnte nicht sein! Jeder hatte einen festgelegten Zeitpunkt zum Sterben, da konnte nicht einer einfach weiterleben. Das brachte das Kontinuum von Werden und Vergehen in Gefahr! Wenn jetzt wirklich jemand seinem vorgesehenen Tod entgangen war, nicht auszudenken!

In diesem Moment realisierte der Abteilungsleiter, dass es hier und jetzt nicht um eine theoretische Überlegung ging, sondern dass die Katastrophe bereits geschehen war. Ihm brach der Schweiß aus. Fieberhaft begann er, auf der Tastatur herumzuhämmern, um das schwarze Schaf auszumachen, das hier seiner Pflicht nicht nachgekommen war. Kurze Zeit später hatte er den Übeltäter identifiziert: der neue Außendienstmitarbeiter – und das am ersten Tag. Na, der konnte sich auf was gefasst machen.

**Ortswechsel zu einem Tod, der gleich vom Regen in die Traufe gerät und dabei unwillentlich ein Wunder geschehen lässt**

Nirmala Devi wurde an diesem Tag dreiundzwanzig Jahre alt. Nicht, dass sie selbst oder irgendjemand anderes das gewusst hätte – ist doch der Tag der Geburt eines Mädchens in einer armen Familie im nördlichen Indien eher ein Trauer- als ein Feiertag und das Datum damit eher eines, das man schnell wieder vergessen will. Es sei aber trotzdem der Vollständigkeit halber und aus Respekt ihr gegenüber erwähnt, zumal heute nicht nur ihr Geburtstag, sondern auch ihr Todestag sein sollte. Nirmala Devi wusste jedoch auch davon nichts, und so war sie, wie jeden Morgen, zur Arbeit gegangen.

Sie war selbstständige Unternehmerin im Straßenbau, was bedeutete, dass sie einen großen Haufen großer Steine rechts von sich hatte, die sie zu einem großen Haufen kleiner Steine links von sich verarbeitete. Unter Straßenbauexperten sprach man von Schotterherstellung. Momentan stand sie gebückt am Straßenrand und schwang unermüdlich ihren großen Vorschlaghammer. Es staubte so sehr, dass ihr schlichter gelber Sari und das Tuch um ihren Kopf sich längst dem Aschgrau des Straßenstaubs angepasst hatten. Sogar das dunkle Braun ihrer Haut wirkte dadurch heller – und das ganz ohne eine der in Indien allseits so beliebten Bleichcremes.

Ihr Mann war ebenfalls im Straßenbau tätig, als Aufseher nämlich. Wie jeden Tag hockte er ein Stückchen die Straße hinauf in einer für Bewohner der westlichen Welt unbequem erscheinenden Haltung mit den anderen Aufsehern im Schatten und besprach wichtige Aufseher-Angelegenheiten. Dazu trank er nach und nach unzählige kleine Gläser Chai, den stark gesüßten indischen Gewürztee mit Milch. Derart beschäftigt, kam er zwar nicht wie seine Frau in den Genuss körperlicher Ertüchtigung, dafür wurde er aber besser bezahlt. Er kam aus dem Nachbardorf und gehörte derselben Kaste an wie Nirmala. Nach einer dreizehneinhalbjährigen Verlobungszeit war sie im Alter von vierzehn Jahren mit ihm verheiratet worden. Das alles stellte Nirmala nicht infrage, denn nach dem Prinzip des Karma hatte sie genau das bekommen, was sie sich in einem vergangenen Leben verdient hatte, und verdiente sich nun in diesem Leben das, was sie bei der nächsten Wiedergeburt erwarten würde.

Mittlerweile war Nirmala stolze Mutter von sechs Kindern, von denen allerdings zum großen Kummer der Familie vier als Töchter auf die Welt gekommen waren. Die jüngste Tochter, die noch im Krabbelalter war, hatte Nirmala wie jeden Tag zur Arbeit mitgebracht. Das Mädchen saß ein Stückchen entfernt unter einem Baum und spielte mit einem eigenen Häufchen Steine, was sicherlich von einem vielversprechenden Geschäftssinn zeugte, denn auch ihr stand aller Voraussicht nach eine hoffnungsvolle Karriere im Straßenbau bevor. Alles in allem bot sich ein nach indischen Maßstäben friedliches Bild harmonischer Familienidylle. Und für den Tod waren keine Schwierigkeiten in Sicht.

Der saß nämlich in Gestalt des neuen Außendienstmitarbeiters, den wir der Einfachheit halber fortan Detlef nennen wollen, da dies der Name ist, den Else ihm später geben wird, auf einem Felsen in der Nähe und beobachtete Nirmala beim Steine klopfen. Eigentlich hatte er sich über den Auftrag in Indien gefreut, denn immerhin strebten die Hindus dort angeblich danach, den Kreislauf von Leben und Tod zu durchbrechen, und das klang doch sehr interessant. Doch nun war er immer noch so zittrig von dem Zwischenfall im Krankenhaus, dass er Land und Leute hier gar nicht genießen konnte. Er grübelte, was er in der Sache mit dem Schlagersänger

hätte besser machen können. Aber mit Widerstand bei der Ausübung seiner Pflicht hatte er nun wirklich nicht rechnen können und schon gar nicht mit tätlicher Gewalt. Und dass ihm so etwas gleich an seinem ersten Arbeitstag passieren musste, wo doch eben erst die Probezeit begann, beunruhigte ihn natürlich doppelt. Detlef strich sich über die frische Ersatzkutte, die so unschuldig schwarz war, dass man bei ihrem Anblick fast hätte vergessen können, was zuvor geschehen war.

Er atmete tief durch und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Nirmala Devi zu, während er darauf wartete, dass sie von einem Gesteinsbrocken erschlagen wurde. Siebenunddreißig Sekunden später geriet oben am Berghang plangemäß ein gewaltiges Stück Fels ins Rutschen, wälzte sich den Abhang hinunter, zermalmte dabei einige Bäume und überrollte schließlich auch die zierliche Inderin.

Sofort gab es ein großes Geschrei unter den anderen Arbeitern, und alle rannten zu der Stelle, an der Nirmala Devi lag, ihre aschfarbene Gestalt tief in den Staub der Straße gedrückt. Auch ihr Mann eilte herbei. Er hob einen ihrer schlaffen Arme und ließ ihn hilflos wieder fallen. Das kleine Mädchen unter dem Baum fing an zu weinen. Nun war es an der Zeit für Detlefs Einsatz.

In diesem Moment ertönte jedoch auf einmal »Spiel mir das Lied vom Tod«. Sein Notfallalarmgenerator. Er hatte den Klingelton erst heute Morgen aufgespielt, weil die vom Werk aus vorprogrammierte Lacrimosa aus dem Requiem, das Mozart kurz vor seinem Tod geschrieben hatte, ihm zu getragen erschienen war. Detlef wurde mulmig. Denn dieser Notfallalarmgenerator, so zumindest war es ihm erklärt worden, ging nur dann los, wenn es sich um einen hochnotwichtigen und unaufschiebbaren Notfall handelte. Außerdem hatte man ihm eingeschärft, dass er im unwahrscheinlichen Fall des Falles sofort reagieren musste. Sofort! Froh, endlich einmal sicher zu wissen, was zu tun war, kniff er die Augen zusammen, konzentrierte sich, so fest er konnte, und fing an, sich aufzulösen.

Und so kam es, dass Nirmala Devi, sobald er verschwunden war, wieder aufstand, sich den Straßenstaub vom Sari klopfte und sich wunderte, dass man um sie herum ihren Tod beklagte, während sie doch quicklebendig war. Und da sie nicht die Einzige war, die sich über Letzteres wunderte, wurde aus Nirmala Devi, der Straßenarbeiterin, bald Nirmala Devi, die heilige Mutter, deren einzige Aufgabe es von nun an war, Segnungen zu verteilen. Und das gefiel ihr deutlich besser, als Schotter herzustellen.

### **Szenenwechsel zu zwei Toden, die in der Klemme sitzen wegen zwei Toten, die gar nicht tot sind**

Als Detlef in der Firmenzentrale materialisierte, roch es dort nach Ärger, und tatsächlich schien der Abteilungsleiter gar keine gute Laune zu haben, wie er da, mit den Fäusten auf seinen Schreibtisch gestützt, auf ihn wartete. Eigentlich sah er so aus, fand Detlef, als würde er ihm am liebsten den Bildschirm an den Kopf werfen.

Detlef schluckte. Zum Glück hatte er wenigstens eine saubere Kutte an und war unverzüglich erschienen. Trotzdem wurde er das unbestimmte Gefühl nicht los, dass er irgendetwas vergessen hatte. Obwohl ihm unter der Kutte die Knie schlotterten, setzte Detlef ein möglichst gleichmütiges Gesicht auf.

»Sie waren das!«, herrschte der Abteilungsleiter ihn an.

»W... was denn?«

Der Abteilungsleiter drehte ihm den Bildschirm zu. ACHTUNG  
FEHLERMELDUNG! AUFTRAG NR.: 59.447.367.04 B / 14  
UNVOLLSTÄNDIG. INDIVIDUUM LEBT! FEHLERCODE 404!

Detlef bekam einen trockenen Hals. Was auch immer Fehlercode 404 bedeuten mochte, es klang nach nichts Gutem.

»Das ist ein gewisser Bernhard Bardensiehl. Sagt Ihnen der Name etwas?«

Detlef nickte zögernd.

»Das sollte es auch, das war nämlich Ihr Auftrag!«, brüllte der Abteilungsleiter.  
»Der Mann lebt aber noch!«

»Da ... da ist mir ein kleines Malheur passiert.«

»Ein kleines MALHEUR?« Das Gesicht des Abteilungsleiters lief alarmierend rot an, und seine buschigen Augenbrauen schnellten in der Mitte zusammen. »Eine Katastrophe, das ist es, was da passiert ist, eine KATASTROPHE!«

Detlef wurde immer kleiner. »Aber ich konnte nichts dafür. Das war alles nur wegen dem Fleck auf meiner Kutte und wegen Vorschrift §47 II 1. aus der Dienstordnung. Was hätte ich denn tun sollen?«

Der Abteilungsleiter wirkte, als würde er gleich platzen. »Setzen.«

Detlef ließ sich vorsichtig auf der vordersten Stuhlkante nieder.

Der Abteilungsleiter holte hörbar Luft und setzte sich dann ebenfalls.

»Normalerweise bin ich der Erste, der eine penible Einhaltung der Dienstvorschriften befürwortet, aber ...« Dabei schlug er immer wieder so fest mit der Faust auf den Tisch, dass sich sein Kaffeebecher mit kleinen Hüpfen in Richtung Tischkante bewegte. »Die Ausführung des Auftrages hat oberste Priorität!«

»Aber da haben sich doch zwei Vorschriften widersprochen. Und da dachte ich, ich frage besser erst mal nach. Außerdem war da diese Frau im Zimmer, die hatte einen Kuhfellmantel an, und die hat mich angegriffen.«

»Eine Frau? Hat die Sie etwa gesehen?«

Detlef druckste herum. »Das mit dem Materialisieren ging so plötzlich, dass ich ganz vergessen habe, mich aufs Unsichtbarwerden zu konzentrieren.« Auf einmal war er sich nicht mehr sicher, was eigentlich zuerst kam. Man materialisierte, um den Lebensfaden durchzuschneiden – aber wann machte man sich noch mal unsichtbar? Und wie? Am besten fragte er den Abteilungsleiter, der musste es schließlich wissen.

Der sah allerdings aus, als würden ihm gleich die Augen aus dem Schädel quellen. Detlef wurde klar, dass das Nachfragen gerade keine gute Idee war. Etwas kleinlaut meinte er: »Ist einfach alles ein bisschen viel auf einmal, und das gleich am ersten Arbeitstag.« Als der Blick des Abteilungsleiters ihn traf, sah er ein, dass es wahrscheinlich besser war, jetzt gar nichts mehr zu sagen. Er ließ den Kopf hängen.

»Ein solcher Fehler kann das Kontinuum von Werden und Vergehen selbst bedrohen. Da kann ein Kieselstein eine Lawine auslösen!« Der Chef verdeutlichte die Lawine mit einer weit ausholenden Handbewegung über den Schreibtisch und stieß dabei den Kaffeebecher um. Die schwarze Flüssigkeit bildete eine Pfütze und lief in Richtung Schreibtischkante, von wo sie Detlef vor die Füße tropfte. Er

zuckte zurück. Erneut ein Fleck auf seiner Kutte war das Letzte, was er brauchen konnte. Schließlich sank der Abteilungsleiter ermattet zurück auf seinen Stuhl.

»Das kann so nicht bleiben. Wir müssen Schadensbegrenzung betreiben, jetzt, sofort. Und ich bin mir sicher, Sie sind ein tüchtiger Mann und wollen Ihren Fehler wiedergutmachen.«

Wenn das heißen sollte, dass er zurück ins Krankenhaus gehen und der verrückten Frau ihren Liebsten wegnehmen musste, dann wollte Detlef das ganz und gar nicht, aber er wagte natürlich nicht, das laut auszusprechen. Oder hatte er vielleicht sogar doch die Frau mitnehmen sollen? Die Arbeit war so verwirrend.

»Das weitere Vorgehen muss mit äußerster Sorgfalt durchdacht werden«, fuhr der Abteilungsleiter fort und sah Detlef dabei nachdrücklich an. »Wir dürfen uns keine Fehler mehr erlauben. Sie wissen, was ich meine.«

Detlef schwirrte der Kopf. Er wusste ganz und gar nicht, was der Chef meinte. Eigentlich wäre er jetzt am liebsten wie ein Mensch nach Hause gegangen und hätte sich eine schöne Tasse Tee gemacht oder ein Bad mit Lavendelzusatz. Das hatte er in der Fernsehwerbung gesehen, als er heute bei Frau Huber im Wohnzimmer materialisiert hatte. Vielleicht wäre ihm dann auch wieder eingefallen, was er vergessen hatte.

Als Detlef nicht antwortete, richtete sich der Abteilungsleiter auf und legte die Fingerspitzen zusammen. »Ich werde Ihnen noch mal etwas zur Ordnung der Dinge erklären. Das Leben ist, so chaotisch es manchmal erscheinen mag, immer und zu allen Zeiten bis ins kleinste Detail geordnet – ein Organismus. Nichts ist dem Zufall überlassen – schon gar nicht der Tod.«

Detlef nickte brav.

»Das Leben eines jeden ist wie ein Faden in einem großen bunten Teppich. Jeder hat seinen Platz, seine Aufgabe und seine Zeit. Nur so ergibt sich ein Bild, nur durch die ordnungsgemäße Ausführung dessen, was einem jeden Lebewesen vorherbestimmt ist. Wenn nun aber das Leben eines Wesens nicht an dem vorgesehenen Zeitpunkt beendet wird, was passiert dann?«

Detlef hatte keine Ahnung, was dann passierte, und ehrlich gesagt wollte er es auch gar nicht wirklich wissen.

Der Abteilungsleiter blickte ihn nach wie vor an. Als er keine Antwort bekam, fuhr er fort: »Wenn ein Leben einfach weitergeht, dann haben wir einen Faden in unserem Teppich übrig. Jawohl, einen Lebensfaden, der nicht ins Muster gehört, der hervorsteht. Wenn dieser Mann, dieser Bardensiehl, gegen seine Bestimmung weiterlebt, beeinflusst er andere Menschen und ruck zuck gibt es immer mehr Abweichungen von der Vorsehung. Ein solcher Faden führt zum Ruin der vorgesehenen Ordnung, des Musters, und damit zum Ende allen Todes, wie wir ihn kennen. Und des Lebens natürlich auch.« Der Abteilungsleiter hielt inne, bis Detlef erneut nickte. »Und solch ein loser Faden kann nicht ohne Weiteres integriert oder abgeschnitten werden. Man muss äußerst vorsichtig sein, um das Muster nicht vollends zu zerstören.«

Detlef schwante schon, dass er nun, da der Abteilungsleiter seinen Monolog beendet hatte, gefordert werden würde. Und tatsächlich: Der Abteilungsleiter lehnte sich wieder über den Schreibtisch. »Sie sind mit dem Fall vertraut. Ich erwarte einen vernünftigen Vorschlag von Ihnen.«



Detlef war nun endgültig überfordert. Außerdem beschäftigte ihn immer drängender die Frage, was er vorhin bloß vergessen hatte. Aber Lebensfaden abschneiden, das klang, als solle Bernhard Bardensiehl endgültig geholt werden, und er hatte für heute definitiv genug Aufregung gehabt.

»Also, ich denke, wir sollten ihn noch ... leben lassen?«, stammelte Detlef. »Ich meine, beeinflussen kann er im Moment sowieso nicht viel, wo er doch im Koma liegt.«

Der Abteilungsleiter fuhr hoch, und ein Funke Hoffnung blitzte in seinen Augen auf. »Koma! Sie haben die CPU in den Ruhezustand versetzt?«

»Äh, die was?« Detlef schluckte.

»Die ›Central Personality Unit‹.« Der Abteilungsleiter stieß zischend die Luft aus. »Muss ich Ihnen das wirklich erklären?«

Detlef hob hilflos die Schultern. Für einen Augenblick zogen sich die buschigen Augenbrauen des Abteilungsleiters erneut zusammen, doch dann entspannten sich seine Züge wieder. »Er liegt also im Koma?«

Detlef nickte.

Das Gesicht des Abteilungsleiters hellte sich auf. Er kam um den Schreibtisch herum und klopfte ihm auf die Schulter. »Ja, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt, junger Mann? So kann ja doch noch alles ein gutes Ende finden.« Er wirkte eindeutig und ehrlich erleichtert. »Dann ist es ja entschieden. Wir machen Särge mit Nägeln: Er wird sterben, am besten gleich. Das dürfte noch in einem vertretbaren Zeitrahmen liegen, der Mann hat ja bisher nichts beeinflussen können. Und da wir diesmal sichergehen wollen, dass nicht irgendetwas schiefgeht, werden wir die Angelegenheit gemeinsam angehen.«

Detlef war nun so verwirrt, dass er kaum mitbekam, wie der Abteilungsleiter, der immer noch die Hand auf seiner Schulter hatte, mit ihm dematerialisierte. Einen Moment später erschienen sie in Bernhards Krankenzimmer – natürlich unsichtbar, denn der Abteilungsleiter war ja kein Stümper. Das heißt, es war zwar Bernhards Krankenzimmer, doch der war eine Viertelstunde vorher zu einer computertomografischen Untersuchung geholt worden. Aber das sollten die beiden nicht mehr herausfinden, denn just in diesem Augenblick ertönte die Lacrimosa aus Mozarts Requiem: der Notfallalarmgenerator des Abteilungsleiters.

Und plötzlich fiel Detlef auch wieder ein, was er vergessen hatte. Die Inderin! Vorsichtig tippte er dem Abteilungsleiter, der hektisch damit beschäftigt war, in den Falten seiner Kutte nach dem Alarmgenerator zu suchen, auf die Schulter. »Äh Chef, ich glaube, ich muss Ihnen da noch was sagen ...«

## **Kapitel 5 – in dem Else viele Verrückte und einen Richter kennenlernt**

Als Else zu sich kam, lag sie in einem Bett. Vom Fußende strömte ihr weiches, sphärisch wirkendes Licht entgegen. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war eine Begegnung mit dem Tod. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie wohl im Himmel war. Aber hatte man im Himmel Kopfschmerzen? Sie wusste es nicht.

Plötzlich fiel ihr alles wieder ein: Bernhard, die Schneewehe, die Intensivstation, der Tod.

Ende der Leseprobe